



MIKE STEINHAUSEN

Ruhrpiraten

Roman

GMEINER



MIKE STEINHAUSEN
Ruhrpiraten

MIKE STEINHAUSEN
Ruhrpiraten
Roman

SPANNUNG

GMEINER



Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Fliegenschmaus (2017), Rachebrüder (2015),
Schlagwetter (2014), Operation Villa Hügel (2013)

*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2018

Lektorat: Sven Lang
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild – mauritius
Alle Innenfotos stammen von: © Stiftung Hambacher Schloss
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5673-2

Für meinen Vater
Du hast Großartiges geleistet

*»Nichts ist schwieriger und nichts erfordert mehr Charakter,
als sich im offenen Gegensatz zu seiner Zeit zu befinden und
laut zu sagen: Nein!«*

(Kurt Tucholsky)

FRÜHJAHR 1942

Es sah alles aus, wie sonst auch. Bis auf die Ruine neben ihrem Haus. Das Gebäude, welches vor einigen Tagen einen Treffer abbekommen hatte. Die Bilder der Toten, die man geborgen hatte, verblassten bereits. Es waren ohnehin nur Körperteile, die man aus den Trümmern gezogen hatte und als solche nicht mal mehr richtig zu erkennen. Zerfetzte Leiber, verbrannte Überreste, durch die Wucht der Bomben ihrer Persönlichkeit, ihrer Identität beraubt. Zu viele Opfer hatten die Angriffe auf das Ruhrgebiet in den letzten Monaten bereits gefordert, als dass sich das Entsetzen hätte dauerhaft in die zunehmend abgestumpften Seelen der Menschen brennen können. Wie durch ein Wunder war ihr Haus nur leicht beschädigt worden. Es zogen sich seitdem dicke Risse durch das Mauerwerk und der Putz blätterte ab, aber es stand und sein Dach war einigermaßen dicht. Mit langsamen Schritten ging Egon Siepman an dem zerstörten Gebäude vorbei, dessen Reste der Ziegelfassade sich bizarr in die Höhe reckten und deren verrußte Steine nahtlos in das schwere Grau des Himmels übergingen, als gäbe es in dieser Welt keine Farben mehr. Eine Welt der Grautöne. Egon stand früh morgens auf, betrat eine graue Welt, fuhr durch die Schwärze der Erde hinunter zu den Stollen, deren Decken und Wände im Licht der Grubenlampen grau und silbern schimmerten, um nach zähen Stunden quälender Schuferei mit Kohlen-

staub bedecktem Gesicht nach oben zu kommen. Nun lief er zurück in seiner grauen Kleidung, durch die graue Dämmerung, über das dreckig-graue Kopfsteinpflaster vorbei an den grauen Fassaden, über denen der Mond stand, dessen Gelb in diesen Zeiten ebenso farblos wirkte wie die ausgemergelten Gesichter der Menschen. Die Welt bestand nur aus der Eintönigkeit der Arbeit, fernab jeglichen Vergnügens und jeglicher Sehnsüchte. Das Leben war nichts weiter als eine jämmerliche, banale Existenz, bestehend aus dem fortwährenden Kampf nach einer Mahlzeit und dem verzweifelten Versuch, nicht vor die Hunde zu gehen. Hässlich, freudlos, ohne Offenbarung oder gar Gnade. Wie jeden Abend, wenn Egon mit müden Beinen und schweren Schritten nach Hause kam, blickte er hoch zu dem kleinen Fenster unterhalb des alten Giebels. Er betrachtete das schummrige Licht der Kerze hinter dem schweren Leinenvorhang. Es war kaum zu erahnen und wurde von dem Zug der Luft, der durch die Spalten der Wände und unter den Türen zog und den er in der Nacht unangenehm auf seinem Gesicht spürte, in ein unruhiges Flackern versetzt.

Und wie an den Abenden davor, an den Abenden der vielen Wochen und Monate, auf die er zurückblickte, verspürte er auch jetzt noch dieses Unbehagen, diese Beklemmung, die sich stets eingestellt hatte, wenn er zu diesem Fenster hochgesehen hatte. Gefühle, die sich mit jedem Schritt auf den ausgetretenen Holzstufen des heruntergekommenen Hausflurs verstärkt und die ihn zielgerichtet dorthin geführt hatten, wo sein Zuhause war. Ein Ort voller Boshaftigkeit, voller Gewalt und von dem er sich trotzdem nicht hatte lösen können. Aber das war nun vorbei. Für immer vorbei.

Zu keinem Zeitpunkt hatte er es verstanden, wie Mutter ausgerechnet ihn hatte aufnehmen können: Erich Balzer. Ein nichtsnutziger Versager, der soff und sie schlug. Und

dann auch ihn. Irgendwann täglich. Zunächst mit der flachen Hand, teils ins Gesicht, später immer öfter mit der Faust. Es war zu einem abendlichen Ritual geworden, bis zu dem Tag, an dem er sich gewehrt, an dem er sich aus dem tiefen Tal der Demütigung erhob und ihm die Stirn geboten hatte. Die schweißtreibende Plackerei auf der Zeche hatte Egons Arme stark werden lassen. Seit einem Jahr arbeitete er auf Bonifacius als Hauerlehrling. Zunächst in den verschiedensten Werkstätten, seit einem halben Jahr unter Tage. Eine Stelle, die er der Tatsache zu verdanken hatte, dass sein Vater mit dem Steiger gut ausgekommen war. Außerdem war Vater in der Gewerkschaft gewesen, bevor man sie verboten hatte, und später in der Partei. Egons Arme waren die eines Mannes. Und auch in seinem Gesicht zeigten sich die ersten Anzeichen eines Bartwuchses. Egon beobachtete, wie sich jedes einzelne Flaumhaar nach und nach in eine kräftige Borste verwandelte. Er genoss das raue Gefühl, wenn er mit den Fingerspitzen gegen die Wuchsrichtung strich. Egon hatte erkennbar die Welt der Männer betreten und er fühlte sich ihr zugehörig. Doch er hatte Balzer noch nicht besiegen können. Trotz des steifen Beins, das diesem Säufer einen stets schwankenden Gang verlieh. Ein Überbleibsel von der Front und der Grund, warum er nicht erneut eingezogen wurde. Aber er war kampferfahren. Hinterhältig hatte er auf seine Chance gewartet. Anders als Egon, der unüberlegt nach vorn gestürmt war. Das hatte Balzer den Sieg gebracht. Doch unabhängig dieser Niederlage hatte Egon ihm gezeigt, dass er trotz seiner 16 Jahre nicht mehr gewillt war, sich verprügeln zu lassen. Mutter hatte ihm das Blut aus dem Gesicht gewaschen und die Prellungen mit Kohlblättern verbunden, während Erich sich in einer Ecke hatte volllaufen lassen. Ihr Gesicht vom inneren Schmerz gezeichnet, hatte sie doch nichts gesagt. Nie hatte sie etwas

gesagt. Das war der Teil an ihr, den er hasste. Seit diesem Tag jedoch hatte Erich nicht mehr versucht, Egon zu schlagen, beschränkte sich aufs Fluchen. Auf Beleidigungen und Drohungen. Mutter verprügelte er trotzdem weiter. Sie hatte es ihm nicht gesagt. Aber die blauen Flecken an den Handgelenken waren nicht zu übersehen. Wenn sie die Wäsche im Hof auf die Leinen hing, rutschten ihre Ärmel nach oben. Nur Annemarie hatte er nicht angerührt. Weil er wohl geahnt hatte, dass er damit eine Grenze überschritten hätte.

Wenn Egon nachts mit Annemarie im Bett lag, das er mit ihr teilte, in dem leeren und trostlosem Zimmer, das in den Wintermonaten so kalt und klamm gewesen war, dass die Fensterscheibe beschlug, drückte sie sich ganz eng in der Dunkelheit des Raumes an ihn. Und wie jeden Abend fragte sie ihn, wann Vater nach Hause kommen würde und dass sie ihn fürchterlich vermisste. Annemarie wusste nicht, dass Vater nicht mehr nach Hause kommen würde. Die Benachrichtigung über den heldenhaften Tod, den Vater an der Ostfront im Februar 1942 in der Nähe der ihm unbekanntem russischen Stadt Rschew für den Führer und dem deutschen Vaterland gefunden hatte, erfolgte in aller Frühe, als Annemarie noch geschlafen hatte. Mutter hatte nicht geweint. Auch nicht, als man ihr die Briefe überreicht hatte, die er ihr in den Schützengräben geschrieben hatte. Die einzige Regung, die Egon an ihr wahrgenommen hatte, war das Aufeinanderpressen ihrer Lippen, bis diese ihm beinahe blutleer erschienen waren. Sonst war da nichts gewesen. Etwas, was Egon zutiefst verletzt hatte. Nicht mal zwei Minuten hatte das Überbringen der Nachricht gedauert. Zwei Minuten gespielten Bedauerns. Dann waren die Kameraden der NSDAP wieder weg gewesen. Schon im Hausflur hatte er sie bereits wieder lachen gehört. Es war erst wenige Wochen her und mehrmals schon hatte ihn Panik übermannt, weil er

sich manchmal das Gesicht des Vaters nicht mehr vorstellen konnte. Es verblasste in seinen Träumen wie die Gesichter der Toten aus dem Nachbarhaus. Und das der unzähligen Toten, die er auf den Straßen gesehen hatte. Und so nahm er jeden Abend nach dem Zubettgehen Annemaries kleine Hände, streichelte in der Dunkelheit jeden einzelnen ihrer winzigen, so zerbrechlichen Finger und erzählte ihr von den wenigen Erlebnissen mit ihrem Vater, an die er sich erinnern konnte, und erfand Geschichten, um sie zu beruhigen. Um sich zu beruhigen. Anschließend zündeten sie eine Kerze in der kleinen Blechlaterne an, die auf der schmalen Fensterbank vor ihrem Giebelfenster stand, und betrachteten gemeinsam in ihrem unruhigen Schein das vergilbte Foto ihres Vaters. Das Foto, welches man ihnen von der Front mitgebracht hatte und welches der Vater in seiner Jacke an seinem Herzen getragen hatte, als er gestorben war. Die Aufnahme zeigte, wie sie alle hinter dem Haus im Garten standen, Vater voller Stolz in seiner Wehrmachtsuniform, und gemeinsam malten sie sich aus, was sie nur alles unternehmen würden, wenn der Krieg aus wäre und Vater endlich heimkehrte. Dann löschte er mit angenässeten Fingerkuppen die Kerze, damit sie seine Tränen nicht sah. Und jedes Mal lag er lange wach und lauschte ihrem vertrauten Atem.

Egon lief vorbei an der Erdgeschosswohnung des alten Wolfram Gaßner und seiner Frau, die schon seit langer Zeit einen schwindenden Geist hatte und niemanden mehr erkannte. Der alte Gaßner war früher Goldschmied gewesen und erzählte bei jeder Gelegenheit langatmige Geschichten darüber, sodass Egon ihm nach Möglichkeit aus dem Weg ging. Im ersten Stock lebte der kriegsversehrte Hartmut Glöckner, der im Ersten Weltkrieg ein Bein verloren hatte und immerzu davon sprach, dass er es noch spürte und dass

es ihm schmerzte. Er bekam eine kleine Invalidenrente, aber die reichte ihm hinten und vorn nicht, sodass seine Mutter immer wieder mal etwas brachte.

Hinter der Tür hörte Egon Frauenstimmen. Er klopfte, vernahm Schritte auf den alten Holzbohlen, und augenblicklich wurde der Sperrriegel umgelegt.

Gertrud Schiller, die Nachbarin, lugte durch den Spalt, öffnete die Tür ganz und sah ihn an, als wäre sie von seinem Auftauchen überrascht. Dabei kam Egon immer zur gleichen Zeit. Er trat in die bescheidene, kleine Wohnung, vorbei an der Freundin seiner Mutter, die ihm die Tür noch immer aufhielt und ihm dabei nachsah, als hätte sie nicht mit seinem Erscheinen rechnen können. Mutter stand am Herd. Als sie ihn erblickte, schöpfte sie lächelnd dampfenden Haferschleim aus einem alten, schwarzen Topf und befüllte einen Teller. Der Hafer war mit Wasser aufgesetzt, bis er weich geworden war. Anschließend fügte sie immer einen Schuss Büchsenmilch hinzu. Und manchmal auch etwas Zucker, wenn es welchen gab. Meist war es Birkenzucker oder brauner Zucker aus Rüben, den sie selbst ausgekocht hatte. Er war nicht so süß wie richtiger Zucker und er hatte einen eigenartigen Nachgeschmack nach Erde, wie er fand. Egon trat ein, ignorierte Gertrud, die er nicht ausstehen konnte, gab seiner Mutter einen Kuss auf die Wange und stellte den Beutel mit den Kohlebruchstücken und seinen blechernen Henkelmann neben den Ofen. Obwohl es in der letzten Zeit kaum etwas anderes gab als Haferschleim, verspürte Egon einen unbändigen Hunger. Die harte Arbeit unter Tage forderte seinen wachsenden Körper und wenn er nicht an Schlaf dachte, bestimmte Appetit sein Denken. Er setzte sich, legte seine Schirmmütze aus schwerem Kord auf den Stuhl und streute etwas grobes Salz über sein Essen, welches er anschließend wortlos in sich hineinschaufelte.

»Sieh dir an, wie dein Egon schlingt. Der futtert dir noch die Haare vom Kopf. Will er denn nicht den Erich begrüßen?« Gertrud sah den jungen Mann vor sich kopfschüttelnd an, wobei sie ihre Hände in die Hüften gestemmt hatte. Egon tat ihr nicht den Gefallen und sah nicht zu ihr auf. Er wusste auch so, dass ihre Augen tadelnd auf ihm ruhten.

Gertrud Schiller wischte ihre Hände an der Schürze ab und fuhr sich anschließend über ihr schulterlanges, braunes Haar, in dem deutliche graue Strähnen durchschimmerten und sie deutlich älter erscheinen ließen, als sie möglicherweise war. Noch ein paar Jahre und sie würde genauso grau gelockt wie Mutter sein. Gertrud hatte keinen Mann mehr. Er war nicht im Krieg gefallen, sondern hatte Tuberkulose gehabt. Egon vermutete, dass sie Balzer nur pflegte, weil sie voller Hoffnung war. Im Krieg waren Männer rar. Da konnte eine Frau nicht sonderlich wählerisch sein.

»Der arme Mann. Liegt in seinem Fieber ...« Ihr Blick wandte sich von Egon ab und richtete sich zu der kleinen Kammer aus, in welcher der Erkrankte lag.

Egon erwiderte nichts. Hoffentlich verreckt das Schwein, dachte er sich. Er aß auf, brachte seinen Teller zum Waschtrog und kratzte anschließend mit dem Löffel die Reste aus dem Topf.

Die Tür ging auf und Annemarie kam herein. Sie sah ihren Bruder und rannte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, wobei sie lächelte und den Blick auf die breite Zahnücke im Oberkiefer freigab. Egon legte den Löffel beiseite, fing sie auf, hob sie hoch und drehte sich mit ihr im Kreis. »Da ist ja mein Liebchen! Ja, sag mal, wo warst du denn?«

Sie gab Egon einen dicken Kuss auf die Wange, wobei sie ihre Lippen mit aller Kraft gegen ihn drückte. Dabei schlang sie ihre dünnen Ärmchen um seinen Hals und drückte so fest, wie sie nur konnte. Egon grunzte und tat, als erwürgte sie ihn.

»Bei Margot! Sie näht mir ein Kleid für Lula.« Margot Schiller war Gertruds Tochter und kümmerte sich oft um Annemarie, wenn Mutter sich mit den Lebensmittelmarken anstellte, einer Tagelöhnerarbeit nachging oder auf dem Schwarzmarkt die Kohle, die er heimbrachte, gegen Essen tauschte. Margot hatte ihr eine Puppe aus alten Lumpen gebastelt, die Augen aus Knöpfen. Annemarie hütete sie wie einen Schatz. Lula war ihre beste Freundin. Sie verstand Annemarie, tröstete sie und öffnete ihr ein Tor zu einer Fantasiewelt, die ihre kindliche Seele vor der unbarmherzigen Wirklichkeit schützte. In letzter Zeit sprach Annemarie viel mit Lula. Über Vater und dass die Bomben ihr Angst machten. Egon wurde immer ganz mulmig zumute, wenn er auf Margot traf, und jedes Mal, wenn sie auf der Türschwelle erschien, hüpfte sein Herz. Regelmäßig trat ihr Bild in seine Gedanken, dessen Zauber körperlich spürbar war. Sie hatte grüne, anziehend unschuldige Augen und kräftiges, haselnussbraunes Haar, welches sie unter einem Tuch verbarg. Wenn sie es ablegte, fielen ihre schweren Locken um die Schultern. Einmal hatten sie sich geküsst. Es war an einem Sonntag gewesen. Die anderen waren auf den Äckern auf der Suche nach gekeimten Saatkartoffeln gewesen. Neben der Kohleförderung war der Stadtteil durch Landwirtschaft geprägt und beinahe jeder nutzte diesen Umstand aus. Zahlreiche Höfe in der nahen Umgebung betrieben Ackerbau und nach der Ernte sammelte die Bevölkerung das auf, was zurückgeblieben war, obwohl die Knechte die Äcker mittlerweile mit Hunden bewachten. Als Fliegeralarm ertönte und kurz darauf die Bomber gekommen waren und die Einschläge die Gegend erzittern hatten, waren sie in den Keller gelaufen. Der Donner war ohrenbetäubend gewesen. Die Erde hatte gebebt und Dreck und Putz war von der Decke gerieselst. Margot hatte sich, die Hände vor die Ohren

gepresst, ängstlich eng an ihn gelehnt und als der Lärm abgeebbt war, waren sich ihre Gesichter ganz nah gewesen. Als sich ihre Lippen berührten, hatte sie ihre Zunge fordernd zwischen seine Zähne geschoben, in seinen Mund gedrängt. Egon war darüber total überrascht gewesen und hatte nicht gewusst, wie er darauf reagieren sollte. Schließlich hatte er sich entschlossen, die Bewegungen mitzumachen. Anschließend hatte sie seine Hand ergriffen und sie sich auf die Brust gelegt, wobei sie zart gestöhnt hatte, während er sie massiert hatte. Egon erinnerte sich an die weiche, pralle Form, daran, wie sie sich ihm entgegengedrängt und wie sein Herz im Hals getrommelt hatte. Und wie sich dieses angenehm unanständige Gefühl in seiner Hose ausgebreitet hatte. Ein Gefühl, was sich auch heute noch einstellte, wenn er an die Situation dachte. Eigentlich dachte er immer daran, wenn er sie sah. Oft hatte er ihre Nähe gesucht. Margot jedoch tat stets so, als wäre nie etwas gewesen. Sie war mittlerweile 17 und sah bereits mehr wie eine Frau aus. Egon hatte sich gefragt, ob Gertrud auch einmal hübsch gewesen war. Vor dem Krieg. Sie hatte auch einen großen Busen. Und er hatte sich schon oft dabei ertappt, dass er darauf starrte, wenn sie den Holzfußboden auf den Knien schrubbte. Aber er hatte sich dann immer vor sich selbst geschämt. Weil er es als unanständig empfunden hatte, wenn es ihn erregte. Vielleicht war er Margot zu jung, dachte Egon und jedes Mal wurde er wütend über diesen Gedanken. Er war kein Kind mehr. Immerhin ernährte er die Familie. Er verdiente nicht viel, aber er trug dazu bei, dass sie über die Runden kamen. Außerdem brachte er täglich einen Beutel Kohle mit, mit dem Mutter kochen oder die Stube heizen konnte. Und im Winter war Kohle bares Geld.

»Guck mal! Wackelt.« Annemarie ergriff einen der Milchzähne im Unterkiefer und rüttelte mit den Fingern daran.

Egon legte die Spitze seines Zeigefingers auf den Zahn und bewegte ihn behutsam hin und her. »Na, mein Liebchen wird groß! Bist beinahe schon ein Fräulein.« Egon setzte seine Schwester ab, gab ihr einen Klaps auf den Hintern und sah ihr lächelnd nach, wie sie aus der Wohnung rannte.

Gertrud kam aus der kleinen Kammer, in der Erich Balzer lag. »Das Tuch ist glühend heiß«, sagte sie besorgt und zeigte auf den Stoff, der in der alten Emailleschale im Wasser lag. »Er braucht einen Doktor.«

Mutter stand mit dem Rücken zu ihr und trocknete Egons Teller ab.

»Hast du verstanden, Martha? Das Fieber steigt.«

»Wir können uns den nicht leisten, Gertrud.«

»Was ist mit dem alten Brockhaus? Schick Egon nach ihm.«

Egons Blick sprang zwischen den beiden Frauen hin und her. »Der alte ist ein Quacksalber. Der verkauft seine eigene Pisse als Medizin! Außerdem ist der bestimmt schon wieder besoffen«, polterte es aus ihm heraus. Egon wusste, Brockhaus war kein Arzt. Man hatte die meisten Ärzte als Offiziere zur Front entsandt. Brockhaus war Arztassistent und nutzte Egons Einschätzung nach die Notlagen der Menschen aus. Er tat so, als ob er eine Diagnose stellen konnte, doch wenn man gezielt fragte, wich er aus. Verlor sich geschickt in allerhand Schilderungen, bei denen er immer lächelte und seine gelbbraunen Zähne entblöste. Als medizinisch Sachkundiger bezeichnete er sich. Für Egon stand fest, dass dieser Kerl ein Hochstapler war.

Egon drängte sich rüde an Gertrud vorbei. Das Wasser schwappte aus der Schüssel und sie schimpfte ihn. Vor dem Zimmer blieb Egon stehen, zögerte, dann schob er den provisorischen Vorhang beiseite und schritt in die fensterlose Kammer. Sie war gerade so winzig, dass ein schmales Bett und ein kleines, wurmstichiges Beistelltischchen hineinpass-

ten. Auf ihm lag eine Bibel. Es handelte sich um ein ausgesprochen kleines Buch, welches bei genauerer Betrachtung alt und abgegriffen wirkte. Es war in einem festen, lederbezogenen Karton gebunden, auf dessen Vorderseite ein schlichtes Kreuz geprägt worden war. An der Längswand, mittig über der Lagerstätte, hatte Mutter ein ebenso schlichtes Holzkreuz angebracht. Erich lag auf dem Rücken. Der Raum war unangenehm warm, die Luft stickig. Es roch nach Schweiß und Eiter. Egon trat an das Kopfende des schmalen Bettes. Beinahe hätte er Erich nicht erkannt. Das Gesicht war aschfahl, wirkte stark eingefallen und die dünnen Lippen hoben sich farblich kaum ab. Egon trat einen Schritt näher heran. Erichs Atmung war flach und ging schnell, auf seiner Stirn stand der Schweiß, und er hatte das Gefühl, die Hitze fühlen zu können, die von diesem Körper ausging. Als hätte er die Anwesenheit gespürt, schlug Erich die Augen auf. Ihre Blicke trafen sich. Obwohl er sehr schwach war, wirkten seine Augen klar. Egons Mimik blieb regungslos. Selbst jetzt noch wirkte Balzers Gesicht trotz der Schmerzen überheblich und unerschütterlich, dachte Egon. Womit hatte er es verdient, dass man sich um ihn kümmerte? Dieser Säufer, der nie für etwas gut war. Mit welchem Recht lag er hier und machte seiner Mutter das Leben schwerer, als es ohnehin schon war? Nur wenige Tage nach Vaters Todesnachricht war er zu ihnen gezogen. »Mein Bruder wohnt ab jetzt bei uns«, war das Einzige, was Mutter gesagt hatte. Egon hatte es nicht gewollt, aber sie hatte ihm jede weitere Erklärung verweigert. Sogar Vaters Sachen hatte er an sich genommen. Seinen guten Mantel. Den Mantel, den Egon bekommen hätte und der ihm in wenigen Monaten sicher gepasst hätte, wenn er weiter so wuchs. Egon hasste den Anblick, ihn in Vaters Kleidung zu sehen. Seine Augen wanderten nach unten. Betrachteten das bandagierte Bein. Der

Unfall war vor einer Woche passiert. Mutter hatte gesagt, Erich wäre auf dem Schwarzmarkt gewesen, als die Polizei gekommen war. Wahrscheinlich hatte sich dieser Säufer wieder Schnaps besorgen wollen, dachte Egon. Bei der Flucht war er in einen Sprengtrichter gestürzt und eine rostige Metallstrebe, die aus einem der Trümmerteile geragt hatte, hatte sich tief in das Fleisch seines linken Unterschenkels gebohrt. Die Wunde entzündete sich. Gertrud drängte sich an Egon vorbei, legte ihre Hand hinter Erichs Nacken und hob den Kopf etwas an, während sie ihm in kleinen Schlucken Wasser einflößte. »Steh nicht im Weg!«, fuhr sie ihn harsch an.

Egon kehrte in die Stube zurück. Seine Mutter saß am Tisch. Sie sah erschöpft aus. Er setzte sich zu ihr, nahm ihre Hand, drückte sie kurz und lehnte sich dann zurück. Mutter fuhr sich über ihre Stirn, stützte den Kopf, den sie mit geschlossenen Augen schüttelte. Anschließend lehnte auch sie sich zurück und streifte ihr Kleid mit den Händen glatt, während sie ihren Sohn sorgenvoll anschaute.

»Du siehst müde aus, Mutter.«

»Was erwartest du«, bemerkte Gertrud, die aus der Kammer trat. »Was haben wir eine Arbeit gehabt, in den letzten Tagen. Wir haben seine Wunde versorgt, ihn gewaschen, das Bett gesäubert und ihn angekleidet.«

Egon sah sie missbilligend an. »Er schafft es ohnehin nicht.«

Gertrud verengte die Lippen zu einem Schlitz. »Solange er lebt, soll es ihm wenigstens an nichts fehlen.«

Mutter legte Egon eine Hand auf den Unterarm. »Lass gut sein, Junge. Gertrud ist mir eine große Hilfe. Uns allen. Der liebe Gott weiß, was sie alles getan hat.« Sie sah Gertrud an. »Du wirst deinen Lohn gewiss in der Ewigkeit empfangen, meine Liebe.«

Egons Augen ruhten wieder auf dem Gesicht seiner Mutter. »Wir können uns keinen Arzt leisten. Brockhaus ist ein Betrüger.«

»Dann stirbt er!« Wieder war es Gertrud, die sprach.

»Wir haben Krieg«, antwortete Egon knapp. »Jeden Tag sterben Menschen sinnlos.«

Mutter schüttelte den Kopf. »Trotzdem müssen wir ihm helfen.«

Egon sprang wutentbrannt auf und erhob die Stimme. »Nach all dem, was er dir angetan hat?« Er zeigte in Richtung der Kammer, während er seine Mutter anstarrte. »Nach all dem, was er uns angetan hat?«

Seine Mutter sprach mit leiser Stimme. »Das entbindet uns nicht von unseren christlichen Pflichten, mein Sohn. Außerdem ist und bleibt er mein Bruder.« Er spürte den Tadel in ihren Augen, doch vermochte dieser Blick es nicht, seine Wut zu mildern.

»Komm mir nicht wieder mit Gottes Wille! Ich kann es nicht mehr hören. Sieh nach draußen. Sie auf diese verdammten Trümmer. Auf die unzähligen Toten. Sieh es dir an!«

Mutter erhob sich, trat auf ihn zu und hob die Hand. Leicht zog er seinen Kopf ein, als fürchtete er, sie würde ihn ohrfeigen. Stattdessen streichelte sie seine Wange und lächelte milde. »Mein großer Egon.« Sie legte den Kopf leicht schief und betrachtete ihn, wie nur eine Mutter schauen konnte.

»Du hast es so unsagbar schwer, mein Junge. Dieser Krieg hat dich deiner Kindheit beraubt. Dir deinen Vater genommen. Und du bist so tapfer.« Generell war es Egon unangenehm, wenn sie ihn wie einen kleinen Jungen behandelte, aber davon ließ wohl keine Mutter ab, egal wie alt man war.

Sie nahm die Hand zurück und setzte sich wieder. »Ich kann dir nicht sagen, wo wir in all dem Gottes Willen erkennen sollen. Aber ich weiß, dass er deinen Zorn versteht.«

»Dann hol einen Pfarrer. Vielleicht kann der ihm ja helfen. Zumindest kostet er kein Geld.« Egon wich dem enttäuschten Gesicht seiner Mutter aus. Er war zu weit gegangen, das wusste er, und augenblicklich tat es ihm leid. Sie erhob sich, drehte sich um und ging zur Kochnische. Dort nahm sie einen blechernen Henkelmann und öffnete ihn. »Hier«, sagte sie und hielt Egon eine Brosche hin. Es war die Brosche der Großmutter. »Gib das dem Brockhaus. Er soll zu uns kommen.«

Egons Augen weiteten sich. »Mutter! Das kannst du nicht tun. Das ist ...«

»Ich habe dich nicht um deine Meinung gebeten, Egon Siepmann.« Resolut trat sie an ihn heran, nahm seine Hand, legte das Schmuckstück hinein und sah ihn streng an.

»Geh, und tu, was ich dir aufgetragen habe. Und widersprich deiner Mutter nicht.« Ihr ernster Ton war nicht misszuverstehen.

Das angespannte Schweigen, welches sich im Zimmer ausbreitete, verbündete sich mit dem tadelnden Ausdruck in den Augen seiner Mutter. Egon sah sie mit pulsierenden Kaumuskeln an. Wortlos drehte er sich um und verließ den Raum.

*

Der Lohdickweg in Kray, in der Nähe zu Königssteele, war eine eher ruhige Straße. Egon kletterte vorsichtig über den Schuttberg eines Hauses, das in einer der letzten Nächte offenbar einen Volltreffer erhalten hatte. Egon überlegte, ob er nicht einen anderen Weg wählen sollte, entschloss sich dann aber, weiterzugehen. Er musste aufpassen, wo er seinen Fuß hinsetzte. Der Mond war nicht mal halb voll und die kompakte Wolkendecke machte die Sicht nicht besser. Spätestens, seit die Briten sich mit ihren Luftangriffen mehr und

mehr auf das Ruhrgebiet konzentrierten, befolgten die meisten Menschen die Anweisungen und ließen ihre Stuben im Dunkeln. Egon sah abwägend nach oben. Die Gebäudefront konnte jeden Moment in sich zusammenfallen, ihn begraben, und die schwer beschädigten Nachbarhäuser sahen nicht besser aus. Noch immer stieg Rauch aus den Trümmern und der Brandgeruch lag wie eine schwere Decke über dem Viertel. Das Ruhrgebiet wurde seit Wochen arg gebeutelt und bei nahezu jedem Abend, wenn die Dämmerung einsetzte, begannen die großen Suchscheinwerfer die Schwärze des Himmels mit ihren dicken Lichtstrahlen zu durchschneiden. Ein Kutscher versuchte unaufhörlich, sein Pferd durch die Wucht seiner Peitsche dazu zu bewegen, einen Karren mit Habseligkeiten aus einem der Trichter zu ziehen, in dem sich der Wagen festgefahren hatte. Er drosch auf das ausgemergelte Tier, das sich mit angstvoll aufgerissenen Augen und schmerzerfülltem Wiehern aufbäumte. Egon vermutete, dass der Mann ein Plünderer war und seine Beute so schnell wie möglich beiseiteschaffen wollte. Wie wild schlugen die Vorderhufe des Rapen auf das Pflaster, doch so sehr sich das schweißnasse Tier unter den Hieben auch bemühte, der Karren bewegte sich nicht. Egon erkannte im Vorbeigehen feuchte Kleider, einen Kinderwagen und andere Sachen. Dinge, die ihren ehemaligen Besitzern vertraut gewesen waren, behaftet mit Erinnerungen, und die nun hastig und unordentlich auf die Ladefläche geschmissen worden waren.

Am Ende der Straße, kurz vor der Kreuzung zum Lohmühlental, blieb er vor einem sechsstöckigen Haus stehen. Es hob sich in der Häuserzeile nicht von den anderen ab, und wie die übrigen Gebäude sah auch dieses ihn mit skeptischem, rußgefärbtem Gesicht an. Die Fenster des Erdgeschosses hatte jemand mit Brettern zugenagelt. Höchstwahrscheinlich waren die Fensterscheiben aufgrund der Druckwellen her-

ausgeschlagen worden und die Bewohner wollten sich so vor Diebstählen schützen. Und der kalten Luft, die zum Abend hin in die ungeheizten Stuben und wenig später in die Knochen der hungrigen und immer frierenden Menschen kroch. Drei Treppen waren es bis zur kunstvoll verzierten Haustür. Egon drückte gegen das raue und spröde Türblatt und stellte fest, dass sie nicht verschlossen war. Im Hausflur empfing ihn muffige Luft, angereichert mit Schimmelsporen, die sich aus den feuchten Wänden gelöst hatten und den typischen Geruch alter verfallener Gebäude verbreiteten. Rechts klaffte ein großes Loch in der Wand und gab einen Blick auf die roten Ziegel frei. Die Briefkästen hatte man herausgestemmt und das Metall in irgendetwas Brauchbares getauscht. Egons schlurfende Schritte hallten an den nackten Wänden wider, als er über den schuttbedeckten Steinboden ging. In der Stille des Hauses kam er sich wie ein Eindringling vor. Langsam schritt er die alten, ausgetretenen Stufen hinauf. Das dumpfe Geräusch seiner Schuhe erinnerte ihn bei jedem Schritt an das weit entfernte Einschlagen von Fliegerbomben. Vielleicht lag es auch daran, dass ihm in den Zeiten des Krieges die Fähigkeit zu differenzieren abhandengekommen war. Es gab nur das unerträgliche Geräusch der Detonationen, das hohe Brüllen der Bomben. Mark und Bein erschütternde Geräusche der Sirenen. Das Trommeln der Flugabwehrgeschütze, die sich im gesamten Stadtgebiet befanden, das hohe Kreischen und Pfeifen ihrer Geschosse, wenn sie die Luft durchschnitten und die omniprésente Stille, die sich danach über die gelähmte Stadt ausbreitete und die nur von den Signalhörnern der Feuerwehren unterbrochen wurde. Das Geländer hatte man abmontiert und höchst wahrscheinlich verfeuert. Auf der Zwischenebene sah er durch ein zerstörtes Fenster in den Hof, in dem Reste eines ehemaligen Gartens zu erkennen waren. Die alten Obstbäume hatte man

gefällt, sodass die Stämme wie amputierte Stümpfe wirkten. Ein leichter Wind trieb ihm den Geruch stinkenden Abfalls und menschlicher Fäkalien in die Nase, der sich mit dem allgegenwärtigen Duft verbrannten Kokes verband.

Egon schritt die letzten Stufen empor und blieb an der Türschwelle stehen. Dreimal klopfte er mit den Knöcheln seines Mittelfingers.

»Die Tür ist auf. Tretet ein!«

Egon drehte den Knauf und die Tür öffnete sich erstaunlich leicht.

Günter Brockhaus saß an einem Tisch und speiste. Er war ein großer und schlanker Mann, der, zumindest aus einer gewissen Entfernung betrachtet, durchaus eine imposante Erscheinung war. Trat man näher heran, sah man violette Venengeflechte auf der Nase und unterhalb der Augen durch die Haut schimmern, wie es die Kerle hatten, die regelmäßig zu viel Alkohol tranken. Brockhaus hatte einen schlechten Leumund. Trotzdem hatte er es mit einer gewissen Geschicklichkeit und Beredsamkeit fertiggebracht, dass die Leute seinen Rat suchten. Und dafür bezahlten. Nur wenige gebildete Leute verfügten über solche Fähigkeiten. Vor Brockhaus stand ein Tablett, auf dem ein herrlich knusprig gebratenes Huhn lag. Der Duft stieg Egon in die Nase. Sofort schoss ihm Speichel in den Mund und sein Magen zog sich rhythmisch zusammen. Egon hatte beinahe vergessen, wie köstlich gebratenes Fleisch roch. Das Geflügel war zur Hälfte verspeist. Brockhaus würdigte Egon keines Blickes. Er legte in aller Ruhe das Besteck auf den Teller, tupfte sich mit einem Tuch vornehm den Mund und seinen gezwirbelten Schnauzer ab, um anschließend ein edles Stielglas anzuheben. Er drehte das Glas einige Male unter seine Nase, betrachtete den Inhalt fachmännisch, bevor er es zum Mund führte und von der dunkelroten Flüssigkeit kostete. Egon war sich sicher, dass

es sich um Wein handelte. Er hatte noch nie Wein getrunken. Nur Bier. Und selbst gemachten Schnaps, den einige Kumpel aus Kartoffelresten brannten und heimlich auf der Zeche anboten. Egon fand den Geschmack widerlich. Das Zeug brannte sich förmlich in seine Schleimhäute, aber er wollte sich keine Blöße vor den anderen geben. Nachdem Brockhaus das Glas abgestellt hatte, drehte er sich zu seinem ungebetenen Gast. Egon, der noch immer wie gebannt auf dieses unwirkliche Mahl starrte, riss sich aus seinen Gedanken und nahm seine Mütze ab, die er verlegen mit beiden Händen vor sich hielt und unbewusst durchwalkte.

Brockhaus lehnte sich zurück und überschlug die Beine. »Junger Mann. Es wäre angebracht, wenn du deinen Mund schließen und mir mitteilen würdest, warum du mich um diese Zeit bei meiner Mahlzeit störst.« Seine Tonfarbe klang hochtrabend.

»Meine Mutter schickt mich. Martha Siepmann. Aus dem Sammelband.«

»Siepmann, sagst du?« Brockhaus tat nachdenklich und legte den Kopf leicht schief. »Siepmann. Siepmann ...«

»Der Erich hat sich verletzt. Er hat Fieber. Mutter glaubt, er stirbt.«

»Erich? Das sagt mir nichts. Ist das dein Vater?«

Egon fühlte, wie eine Welle der Wut in ihm aufstieg. »Er ist nicht mein Vater!« Es gelang ihm nicht, den Anflug der Empörung aus seiner Stimme zu drängen.

»Mäßige deinen Ton! Wenn du flapsig wirst, kannst du dich direkt verabschieden. Und nun sag: Was willst du genau?«

Egon nahm sich zusammen. »Wie gesagt. Meine Mutter schickt mich. Sie lässt fragen, ob Sie sich den Erich mal ansehen könnten.«

Brockhaus schmatzte einige Male und fuhr sich mit einem Fingernagel zwischen die gelben Zähne.

»Was hat er denn, euer Erich?« Er betrachtete das, was er mit seinem Nagel erbeutet hatte, und wischte sich den Finger anschließend an der Hose ab.

»Er hat sich das Bein verletzt. Und nun hat er Fieber. Schreckliches Fieber.«

Der große Mann nickte selbstgefällig. »Die Wunde. Riecht sie? Ist sie entzündet? Also, fühlt sie sich heiß an?«

Egon zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Hab sie nicht gesehen. Aber es stinkt in der Kammer. Wie ... nach einer toten Katze.«

Brockhaus stellte die Beine wieder nebeneinander und drehte sich seinem Teller zu. »Es tut mir leid. Ich kann nichts für ihn tun.«

»Aber ... Sie haben ihn sich doch noch gar nicht angesehen. Sie sind doch ... Arzt.«

Brockhaus wandte sich wieder dem jungen Besucher zu. Sein überheblicher Ausdruck ließ nicht erkennen, dass er die Anrede ihm gegenüber möglicher Weise als unangemessen empfand.

»Na, was soll er schon haben? Wenn sich die Wunde entzündet hat und er fiebrig ist, wird er sich Wundbrand eingehandelt haben.«

»Können Sie denn nichts dagegen tun?«

»Sicher. Aber das kostet. Und du machst mir nicht den Eindruck, als ob du mich bezahlen könntest.«

Egon fasste in seine Hosentasche und holte die Brosche hervor. »Meine Mutter gibt Ihnen das. Als Bezahlung.«

Brockhaus griff in die aufgesetzte Tasche seines Rocks und beförderte ein Monokel hervor, das an einer Kette aus Messing hing und das er sich auf das linke Auge setzte. »Na komm schon. Lass mich mal sehen.«

Egon trat einige Schritte vor und überreichte ihm das Schmuckstück. Brockhaus betrachtete es zunächst ausgie-

big von allen Seiten, bis er es nahe an sein Sehglas führte. Anschließend wog er es in seiner Hand. »Na ja«, sagte er schließlich. »Nichts Besonderes.« Brockhaus steckte die Brosche in seine Brusttasche und wandte sich wieder seinem Essen zu.

»Was soll das?« Egon blickte irritiert.

Günter Brockhaus sah ihn finster an. »Was meinst du denn, Junge?«, tat er verwundert. »Ich benötige Medikamente, um euren Erich helfen zu können. Glaubst du, die bekomme ich kostenlos? Oder sehe ich aus wie ein dreckiger Jud, bei dem man sich Geld leihen kann?« Missbilligend schüttelte er den Kopf und drehte sich wieder zum Tisch. Egon wusste nichts zu erwidern. Daran hatte er tatsächlich nicht gedacht. Brockhaus nahm das Glas und tat einen kräftigen Schluck. »Sag deiner Mutter, ich werde mich bei ihr vorstellen, sobald ich die Medizin habe. Es sei denn, du bestehst auf die Herausgabe dieses wertlosen Metalls. Es wird ohnehin schwer, das dafür zu bekommen, was ich benötige.«

»Aber ...«, begann Egon stotternd. »Sie wissen doch gar nicht, wo wir wohnen.«

Brockhaus fuhr zur Seite und sein Blick legte sich tadelnd auf Egons Gesicht. »Du hast gesagt, dass ihr im Sammelband wohnt. Es werden wohl nicht unzählige Familien mit dem Namen Siepmann dort hausen, bei denen ein Erich lebt, oder?« Brockhaus machte eine abwehrende Handbewegung, als verscheuchte er ein lästiges Insekt. »Und nun stör mich nicht weiter, unverschämter Bengel.«

Egon hatte ein mulmiges Gefühl, als er die Treppe des Hausflures nach unten schritt. Mehrmals blieb er stehen und drehte sich um. Aber was blieb ihm übrig? Brockhaus hatte wohl recht. Egal, was Egon von ihm hielt. Erich hatte offenbar tatsächlich Wundbrand. Er hatte schon davon gehört, dass

so etwas vorkam, wenn sich eine Wunde entzündete. »Das kommt von dem Dreck«, hatte ihm ein Knappe auf Bonifacius mal gesagt, als ein Kumpel gestorben war, der sich unter Tage versehentlich mit der Spitzhacke in den Fuß geschlagen hatte. Man hatte ihm erst den Unterschenkel amputiert, aber der Wundbrand hatte schon den ganzen Körper vergiftet. Egon hatte beobachtet, wie man einem Mann, der sich in der Werkstatt ein rostiges Werkzeug in die Hand getrieben hatte, mit einem glühenden Eisen behandelte, das man ihm direkt auf die Wunde presste. Der Mann hatte fürchterlich geschrien und es hatte drei gestandener Kumpels bedurft, um ihn festzuhalten. Das wäre zur Desinfizierung, hatte man ihm gesagt, damit sich die Wunde nicht entzündet. Trotzdem war ihm unwohl zumute. Er traute diesem Brockhaus nicht.

Egon verließ das Gebäude und stieg erneut über den Schuttberg. Der Pferdekutscher war nicht mehr zu sehen. Seine Augen wanderten nach oben. Die Flakabwehr hatte begonnen, den Himmel mit ihren großen Scheinwerfern abzutasten. In wilden Zickzackbahnen suchten die breiten Lichtstrahlen den schwarzen Himmel ab. Offiziell begann die Ausgangssperre um 20 Uhr und endete gegen 5 Uhr in der Früh. Es sei denn, man hatte eine Sondergenehmigung. Die Polizei wollte damit Plünderungen verhindern. Einmal war Egon angehalten worden. Der Polizist hatte ihm gesagt, dass die Polizei die Befugnis hätte, Verdächtige zu erschießen. Aber das mit der Ausgangssperre wurde nicht so genau genommen. Schlimmer war es, wenn man gegen die allabendliche Verdunklung verstieß. Er hatte mal von einem Soldaten gehört, dass man so ein beleuchtetes Fenster noch in einem Kilometer Höhe sehen konnte.

Egon lief die Krayer Straße ein Stück hinauf, vorbei an zerstörten Häusern, über die Trümmer auf dem schmutzigen Gehweg und konzentrierte sich auf das rhythmisch mono-